

Unverkäufliche Leseprobe




Maggie  
Stiefvater

*Nach  
dem Sommer*

Roman

script 5



Maggie  
Stiefvater

*Nach  
dem Sommer*

Roman

Übersetzt von Sandra Knuffinke und Jessika Komina

script 5

www.maggiestiefvater.de



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001223  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

ISBN 978-3-8390-0108-0

1. Auflage 2010

Erschienen unter dem Originaltitel *Shiver*

Copyright © 2009 by Maggie Stiefvater. All rights reserved.

Published by Arrangement with SCHOLASTIC INC., 557 Broadway, New York, NY 10012 USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2010 script5

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Sandra Knuffinke und Jessica Komina

Umschlagillustration: Maria-Franziska Löhr

Umschlaggestaltung: Christian Keller

Redaktion: Marion Perko

Printed in Germany (003)

[www.script5.de](http://www.script5.de)

# KAPITEL 1 • GRACE

-9 °C

Ich erinnere mich, wie ich im Schnee lag, ein kleines, warmes Bündel, das langsam kälter wurde. Die Wölfe drängten sich um mich, sie leckten und bisßen, zerrten an meinen Gliedern. Das Gewirr ihrer Leiber hielt auch noch das winzige bisschen Wärme von mir ab, das die Sonne verströmte. In ihren Pelzen glitzerte Eis und ihr Atem stand in milchigen Wolken zwischen uns in der kalten Luft. Der Moschusgeruch ihres Fells erinnerte mich an nassen Hund und brennendes Laub, vertraut und bedrohlich zugleich. Ihre Zungen brannten auf meiner kalten Haut; rücksichtslose Zähne rissen an meinen Ärmeln und verfangen sich in meinem Haar, fuhren über mein Schlüsselbein, meine Kehle.

Ich hätte schreien können, aber ich schrie nicht. Ich hätte mich wehren können, aber ich wehrte mich nicht. Ich lag einfach da und ließ es geschehen. Der weiße Winterhimmel über mir färbte sich langsam grau.

Einer der Wölfe stupste mir mit der Schnauze in die Hand, dann an die Wange. Sein Schatten fiel auf mein Gesicht. Mit seinen gelben Augen sah er mich an, während die anderen Wölfe weiter an mir zerrten.

Ich erwiderte seinen Blick, solange ich konnte. Gelb. Mit goldenen und haselnussbraunen Sprenkeln, die man erst aus der Nähe sehen konnte. Ich wollte nicht, dass er wegsah, und das tat er auch nicht.

Ich wollte den Arm ausstrecken und das Fell an seinem Hals berühren, aber meine Hände blieben liegen, als wären sie auf meiner Brust festgefroren.

Ich wusste nicht mehr, wie sich Wärme anfühlte.

Dann war er fort. Und plötzlich drängten sich die anderen Wölfe noch näher um mich. Erstickend nah. Ich fühlte ein Flattern in der Brust.

Es gab keine Sonne mehr, kein Licht. Ich würde sterben. Ich wusste nicht mehr, wie der Himmel aussah.

Aber ich starb nicht. Ich versank in einem eisigen Meer und wurde wiedergeboren in eine warme Welt.

Seine gelben Augen – daran erinnere ich mich. Ich dachte, ich würde sie nie wiedersehen.

## KAPITEL 2 · SAM

-9 °C

Sie rissen das Mädchen von seiner Reifenschaukel im Garten und schleiften es in den Wald; sein Körper hinterließ im Schnee eine zarte Spur, von seiner Welt herüber in meine. Ich sah es geschehen. Ich hielt sie nicht auf.

Es war der längste, kälteste Winter meines ganzen Lebens gewesen. Tag um Tag verging, unter einer bleichen Sonne, die keine Wärme spendete. Und dann der Hunger, dieser nagende, brennende Hunger, der mich fast um den Verstand brachte. Nichts regte sich in diesem Monat, die Landschaft war zu einer blassen, leblosen Kulisse erstarrt. Einen von uns hatten sie erschossen, als er den Müll hinter einem Haus nach Essbarem durchwühlte. Der Rest des Rudels blieb seitdem im Wald und hungerte. Wir warteten auf die Wärme und auf unsere alte Gestalt. Bis sie das Mädchen fanden. Bis sie angriffen.

Lauernd umringten sie sie, knurrten und schnappten, jeder wollte seine Zähne als Erster in die Beute schlagen. Ich sah zu. Ich sah, wie ihre Flanken bebten vor Ungeduld, wie sie das Mädchen hin und her zerrten, bis der kahle Boden unter dem Schnee sichtbar wurde. Ich sah rot verschmierte Lefzen. Aber ich hielt sie nicht auf.

Ich stand in der Rangfolge des Rudels ziemlich weit oben – dafür hatten Beck und Paul gesorgt – und hätte sofort einschreiten können, aber ich blieb ein Stück abseits stehen, zitternd vor Kälte im

knöcheltiefen Schnee. Das Mädchen roch warm und lebendig und vor allem *menschlich*. Was war denn nur los mit ihr? Warum wehrte sie sich nicht, wenn sie noch lebte?

Ich konnte ihr Blut riechen, ein warmer, strahlender Geruch in dieser toten, kalten Welt. Ich sah, wie Salems ganzer Körper bebte, als er an ihren Kleidern zerrte. Mein Magen verkrampfte sich schmerzhaft – es war so lange her, dass ich etwas gegessen hatte. Am liebsten hätte ich mich zu Salem durchgedrängt und einfach so getan, als könnte ich ihre Menschlichkeit nicht riechen und ihr leises Wimmern nicht hören. Sie wirkte so klein inmitten unserer Wildheit, inmitten des Rudels, das ihr Leben eintauschen wollte gegen seines.

Knurrend schob ich mich nach vorn, die Zähne gebleckt. Salem schnappte nach mir, aber ich war größer als er, wenn auch jünger und ziemlich abgemagert. Da stieß Paul ein warnendes Grollen aus, um mir den Rücken zu stärken.

Dann war ich bei ihr. Teilnahmslos starrte sie in den Himmel. War sie doch tot? Ich schob meine Schnauze in ihre Hand, der Duft ihrer Haut – Zucker, Butter und Salz – erinnerte mich an ein anderes Leben.

Und dann sah ich ihre Augen.

Wach. Lebendig.

Das Mädchen sah mich direkt an und erwiderte meinen Blick mit verstörender Offenheit.

Ich wich zurück, und diesmal war es keine Wut, die mich zittern ließ.

Unsere Blicke verschmolzen. In meinem Gesicht klebte ihr Blut.

Ich fühlte, wie etwas in mir zerriss.

Ihr Leben.

Mein Leben.

Widerstrebend wich das Rudel zurück – misstrauisch, als gehörte ich nun nicht mehr dazu. Sie fletschten die Zähne, bereit, ihre Beute zu verteidigen. Sie war das schönste Mädchen, das ich je gesehen hatte, ein kleiner, blutender Engel im Schnee. Und die anderen wollten sie töten.

Ich sah sie an, und plötzlich wusste ich, was ich tun musste.

Ich sah nicht mehr zu. Diesmal hielt ich sie auf.



## KAPITEL 3 · GRACE

3 °C

Ich sah ihn wieder. Immer wenn es kalt war. Er stand am Waldrand am anderen Ende unseres Gartens. Seine gelben Augen folgten mir, wenn ich neues Futter ins Vogelhäuschen streute oder den Müll rausbrachte, doch er kam nie näher. In der Dämmerung, die in den langen Wintern Minnesotas ewig dauerte, saß ich auf der frostbedeckten Reifenschaukel, bis ich seinen Blick spürte. Später, als ich zu alt für die Schaukel war, stieg ich die Verandastufen hinunter und näherte mich ihm vorsichtig, die Hand ausgestreckt, Handfläche nach oben, den Blick gesenkt. Keine Bedrohung. Ich versuchte, seine Sprache zu sprechen. Aber wie lange ich auch wartete, wie sehr ich es auch versuchte, er verschwand jedes Mal im Unterholz, bevor ich ihn erreichen konnte.

Angst hatte ich nie vor ihm. Er wäre groß genug gewesen, um mich von der Schaukel zu reißen, stark genug, um mich in den Wald zu zerren, doch in seinen Augen war keine Spur von der Wildheit, die sein Körper ausstrahlte. Ich erinnerte mich an seinen Blick, das Gelb in all seinen Facetten, und ich konnte mich nicht vor ihm fürchten. Ich wusste, er würde mir nichts tun.

Und ich wollte ihm zeigen, dass ich ihm auch nichts tun würde.

Ich wartete und wartete.

Er wartete auch. Worauf, wusste ich nicht. Manchmal kam es mir vor, als ginge alles nur von mir aus.

Und doch war er immer da – und beobachtete mich dabei, wie ich ihn beobachtete. Er kam nie näher, wich aber auch nie zurück.

So ging es sechs Jahre lang. Im Winter ließ mich die unergründliche Gegenwart der Wölfe nicht zur Ruhe kommen. Im Sommer zeigten sie sich nie – und das war noch schlimmer. Wohin sie dann verschwanden, darüber dachte ich nicht weiter nach. Es waren eben Wölfe. Nur Wölfe.

## KAPITEL 4 · SAM

32 °C

Der Tag, an dem ich beinahe mit Grace geredet hätte, war der heißeste, den ich je erlebt hatte. Selbst in der klimatisierten Buchhandlung kroch die Hitze langsam durch alle Ritzen und rollte in Wellen herein, sobald die Tür aufging. Träge saß ich auf meinem Hocker hinter der Ladentheke und sog den Sommer auf, als könnte ich jedes Quäntchen davon in mir speichern. So schlichen die Stunden vorbei, und die Nachmittagssonne bleichte die Bücher in den Regalen zu blassgoldenen Abbildern ihrer selbst aus, wärmte Papier und Tinte, sodass der Geruch ungelesener Wörter in der Luft hing.

Das liebte ich am Menschsein.

Ich las gerade in einem Buch, als mit einem leisen *Pling* die Tür aufging und einen heißen Schwall stickiger Luft hereinließ, gefolgt von einer Gruppe Mädchen. Sie lachten ausgelassen, also wandte ich mich wieder meinem Buch zu und ließ sie in Ruhe an den Regalen vorbeischlendern und über alles außer Bücher reden.

Wahrscheinlich hätte ich nicht weiter über die Mädchen nachgedacht, wenn ich nicht aus dem Augenwinkel gesehen hätte, wie eines von ihnen seine dunkelblonden Haare hochnahm und zu einem langen Pferdeschwanz band. Daran war eigentlich nichts Besonderes, aber die Bewegung sandte einen Geruch zu mir herüber. Ich kannte diesen Duft.

Sie war es. Sie musste es sein.

Schnell duckte ich mich hinter mein Buch und spähte unauffällig über den Rand zu den Mädchen hinüber. Die anderen beiden unterhielten sich immer noch und deuteten auf einen Papiervogel, den ich in der Kinderbuchabteilung an die Decke gehängt hatte. Sie sagte nichts, blieb hinter den anderen zurück und betrachtete die Bücher ringsum. Dann sah ich ihr Gesicht und in ihrem Ausdruck erkannte ich etwas von mir selbst. Ihr Blick glitt über die Regale und suchte nach Fluchtmöglichkeiten.

Wie oft hatte ich diese Situation in meiner Fantasie schon durchgespielt? Und jetzt, als es endlich so weit war, wusste ich nicht, was ich tun sollte.

Sie erschien mir hier so wirklich. Ganz anders, als wenn sie im Garten saß und las oder Hausaufgaben in ihr Heft kritzelte. Dort kam mir die Distanz zwischen uns unüberwindbar vor, dort gab es tausend Gründe, mich von ihr fernzuhalten. Aber hier im Buchladen wirkte sie plötzlich so atemberaubend nah wie noch nie zuvor. Nichts hielt mich davon ab, mit ihr zu reden.

Ihr Blick wanderte in meine Richtung und ich sah schnell wieder in mein Buch. Mein Gesicht würde sie nicht erkennen, aber meine Augen. Davon war ich überzeugt.

Ich hoffte, sie würde gehen, damit ich wieder atmen konnte.

Ich hoffte, sie würde ein Buch kaufen, damit ich mit ihr reden konnte.

Eines der Mädchen rief: »Grace, komm mal her und guck dir das an. *Volle Punktzahl: So kommst du ans College deiner Träume.* Klingt super, oder?«

Langsam atmete ich ein und betrachtete ihren schmalen Rücken, auf den die Sonne fiel, als sie sich zusammen mit ihren Freundinnen über die Collegeratgeber beugte. So wie sie ihren Kopf schräg hielt, kam es mir vor, als täte sie nur aus Höflichkeit interessiert. Sie nick-

te, als ihre Freundinnen auf andere Bücher zeigten, aber sie wirkte abwesend.

Gedankenversunken beobachtete ich, wie das Sonnenlicht, das durch die Fenster strömte, ein paar einzelne Haare aus ihrem Pferdeschwanz in rotgoldenen schimmernde Fäden verwandelte. Ihr Kopf bewegte sich fast unmerklich im Takt der Musik, die im Hintergrund lief.

»Hey.«

Ich fuhr zusammen, als plötzlich ein Gesicht vor mir auftauchte. Es war nicht Grace, sondern eines der anderen Mädchen, sonnengebräunt und mit dunklen Haaren. Sie trug einen riesigen Fotoapparat über der Schulter und sah mir direkt in die Augen. Ich ahnte schon, was jetzt kommen würde. Die Reaktionen auf meine Augenfarbe reichten von verstohlenen Blicken bis hin zu ungeniertem Starren. Dieses Mädchen war wenigstens ehrlich.

»Darf ich ein Foto von dir machen?«, fragte sie.

Ich suchte nach Ausflüchten. »Es gibt Völker, die glauben, Fotos rauben einem die Seele. Find ich gar nicht mal so abwegig, also keine Fotos, tut mir leid.« Entschuldigend hob ich die Schultern. »Ansonsten kannst du aber ruhig Fotos im Laden machen, wenn du willst.«

Jetzt drängelte sich das dritte Mädchen neben seine Freundin mit der Kamera: buschiges hellbraunes Haar, eine Unmenge von Sommersprossen und so viel geballte Energie, dass mich schon der Anblick völlig erschöpfte. »Na, flirtest du schon wieder, Olivia? Dafür haben wir jetzt echt keine Zeit. Hi, wir hätten gern das hier.«

Ich nahm ihr *Volle Punktzahl* aus der Hand und riskierte einen kurzen Blick in die Richtung, in der ich Grace vermutete.

»Neunzehn neunundneunzig«, murmelte ich.

Mein Herz klopfte wie wild.

»Für ein Taschenbuch?«, beschwerte sich das sommersprossige Mädchen, hielt mir aber dann einen Zwanziger hin. »Den Penny kannst du behalten.«

Wir hatten keine Spardose und so legte ich den Penny neben die Kasse auf den Tresen. Wie in Zeitlupe packte ich das Buch zusammen mit dem Kassenzettel in eine Tüte – vielleicht würde Grace ja rüberkommen, um nachzusehen, was da so lange dauerte.

Aber sie blieb in der Ecke mit den Biografien und las die Titel auf den Buchrücken, den Kopf leicht schief gelegt. Die Sommersprossige nahm die Tüte und grinste Olivia und mich breit an. Dann gingen beide zu Grace hinüber und schoben sie zur Tür.

*Dreh dich um, Grace. Sieh mich an, ich stehe direkt hinter dir.* Wenn sie sich jetzt umdrehte, würde sie meine Augen sehen, die im Sonnenlicht bestimmt noch gelber leuchteten als sonst, und dann müsste sie mich einfach erkennen.

Sommersprosse öffnete die Tür – *pling* – und winkte den Rest der Herde ungeduldig herbei: Zeit zu gehen. Olivia drehte sich noch einmal zu mir um. Ich wusste, dass ich die Mädchen – Grace – anstarrte, aber ich konnte einfach nicht anders.

Olivia runzelte die Stirn und verschwand nach draußen. »Komm schon, Grace«, drängelte Sommersprosse.

Meine Brust schmerzte. Mein ganzer Körper schien plötzlich eine Sprache zu sprechen, die mein Kopf nicht recht verstand.

Ich wartete.

Aber Grace, die Einzige auf dieser Welt, von der ich erkannt werden wollte, fuhr nur bedauernd mit dem Finger über den Umschlag einer der Neuerscheinungen und verließ den Laden. Ohne auch nur zu bemerken, dass ich da war, ganz in ihrer Nähe.

## KAPITEL 5 · GRACE

7°C

**D**ass die Wölfe in unserem Wald Werwölfe waren, begriff ich erst, als Jack Culpeper getötet wurde.

Im September meines dritten Highschooljahres war Jacks Tod *das* Thema in der Stadt. Dabei war Jack nicht übermäßig beliebt gewesen, als er noch lebte, auch wenn ihm das teuerste Auto auf dem ganzen Schulparkplatz gehörte – den Wagen des Schulleiters eingerechnet. Eigentlich war er sogar ein ziemlicher Idiot gewesen. Aber dann wurde er getötet und prompt zum Heiligen erklärt. Es war die Art und Weise, wie er gestorben war, die jeden in ihren Bann zog, eine grausige Sensation. Fünf Tage nach seinem Tod hatte ich auf den Schulfluren bereits an die tausend unterschiedliche Versionen gehört.

Mit dem Ergebnis, dass nun alle panische Angst vor den Wölfen hatten.

Da Mom selten die Nachrichten schaute und Dad so gut wie nie zu Hause war, dauerte es seine Zeit, bis die allgemeine Panik in ihrem vollen Ausmaß auch bis zu uns durchgedrungen war. In den letzten sechs Jahren war es meiner Mutter über ihren Terpentin-dämpfen und Komplementärfarben beinahe gelungen, den Vorfall mit mir und den Wölfen zu vergessen. Erst der Angriff auf Jack rief die Erinnerungen wieder wach.

Nicht dass diese Sorge meine Mutter auf den logischen Gedanken

gebracht hätte, mehr Zeit mir ihrer Tochter zu verbringen – die ja tatsächlich von Wölfen angegriffen worden war. Stattdessen nahm sie das Ganze zum Anlass, nur noch zerstreuter zu werden.

»Mom, soll ich dir mit dem Abendessen helfen?«

Meine Mutter riss den Blick vom Fernseher los, der vom hinteren Teil der Küche aus gerade noch sichtbar war, und sah mich schuld- bewusst an. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder den Pilzen zu, die sie gerade auf einem Schneidbrett malträtierte.

»Das war hier ganz in der Nähe. Wo sie ihn gefunden haben«, sagte Mom und deutete mit der Messerspitze in Richtung Fernseher. Mit betont betroffenem Blick wies der Nachrichtensprecher in die rechte Bildschirmecke, wo eine Karte unserer Gegend und das verschwommene Foto eines Wolfs erschienen. »Die Jagd nach der Wahrheit geht weiter«, verkündete er. Man sollte meinen, dass nach einer Woche, in der sie immer wieder von derselben Geschichte berichtet hatten, wenigstens die Fakten stimmten. Aber das Tier auf dem Foto gehörte noch nicht einmal zu derselben Unterart wie mein Wolf, der graues Fell und gelbbraune Augen hatte.

»Ich kann das immer noch nicht glauben«, redete Mom weiter. »Gerade mal auf der anderen Seite vom Boundary Wood. Da ist er umgebracht worden.«

»Oder gestorben.«

Mom runzelte die Stirn, bezaubernd schusselig und wunderschön wie immer. »Was?«

Ich sah von meinen Hausaufgaben auf – diesen beruhigend ordentlichen Reihen aus Zahlen und Symbolen. »Es kann doch sein, dass er einfach am Straßenrand ohnmächtig geworden ist und erst danach in den Wald gezerrt wurde, als er schon bewusstlos war. Das ist doch ein Unterschied. Ich finde, man sollte die Leute nicht grundlos in Panik versetzen.«



Moms Aufmerksamkeit galt nun wieder dem Fernseher, während sie die Champignons in so kleine Stücke häckselte, dass man damit Amöben hätte füttern können. Sie schüttelte den Kopf. »Die haben ihn *angegriffen*, Grace.«

Ich sah aus dem Fenster zum Waldrand hinüber, einer geisterhaft blassen Linie aus Bäumen in der Dunkelheit. Falls mein Wolf dort draußen war, konnte ich ihn zumindest nicht sehen. »Mom, du warst doch diejenige, die mir andauernd erzählt hat, dass Wölfe im Allgemeinen friedliche Tiere sind.«

*Wölfe sind friedliche Tiere.* Über Jahre hinweg waren das Moms Worte gewesen. Ich glaube, die einzige Möglichkeit für sie, weiter in diesem Haus zu leben, war, sich selbst von der relativen Harmlosigkeit der Wölfe zu überzeugen und sich einzureden, dass der Angriff auf mich nur eine Ausnahme gewesen war. Ich weiß nicht, ob sie jemals wirklich geglaubt hatte, dass die Wölfe harmlos waren – ich jedenfalls glaubte fest daran. Jedes einzelne Jahr meines Lebens hatte ich die Wölfe im Wald beobachtet, mir ihre Gesichter und Persönlichkeiten eingepägt. Sicher, da gab es diesen gescheckten, krank aussehenden Wolf, der nie so richtig aus dem Wald hervorkam und sich nur in den allerkältesten Monaten zeigte. Alles an ihm – sein stumpfes, strähniges Fell, die Kerbe in seinem Ohr, das brandig tränende Auge – deutete auf einen kranken Körper hin. In den wild rollenden Augen aber schien bisweilen auch ein kranker Geist aufzublitzen. Ich dachte daran, wie seine Zähne meine Haut geritzt hatten. Bei ihm konnte ich mir vorstellen, dass er im Wald noch mehr Menschen angriff.

Und dann war da diese weiße Wölfin. Ich hatte gelesen, dass Wölfe sich Partner fürs Leben suchten, und hatte sie mit dem Anführer des Rudels gesehen, einem massigen Tier, das so schwarz war wie sie selbst weiß. Ich hatte beobachtet, wie er sanft ihre Schnauze be-

schnupperte und sie durch die kahlen Baumgerippe führte. Sein Pelz schimmerte wie die Schuppen eines Fisches. Sie hatte so eine wilde, rastlose Schönheit an sich; auch bei ihr konnte ich mir vorstellen, dass sie einen Menschen angriff. Aber der Rest des Rudels? Sie waren wie schöne, stumme Waldgeister. Vor ihnen fürchtete ich mich nicht.

»Friedlich, klar.« Mom hackte auf das Schneidbrett ein. »Vielleicht sollten sie sie einfach alle einfangen und in Kanada oder sonst wo aussetzen.«

Ich starrte düster auf meine Hausaufgaben. Die Sommer ohne meinen Wolf waren schon schwer genug. Als Kind waren mir diese Monate unvorstellbar lang vorgekommen, eine Zeit, die ich einfach abwarten musste, bis die Wölfe zurückkamen. Und es war nur noch schlimmer geworden, nachdem ich meinen gelbäugigen Wolf zum ersten Mal gesehen hatte. Während dieser langen Monate hatte ich mir ausgemalt, wie ich mich nachts in einen Wolf verwandelte und zusammen mit meinem Wolf davonlief – in einen goldenen Wald, in dem es nie schneite. Heute wusste ich, dass es diesen goldenen Wald nicht gab, das Rudel aber – und meinen Wolf mit den gelben Augen – gab es sehr wohl.

Seufzend schob ich mein Mathebuch über den Küchentisch und gesellte mich zu Mom an die Arbeitsplatte. »Lass mich das lieber machen. Du machst noch Mus draus.«

Sie protestierte nicht, und das hatte ich auch nicht erwartet. Dankbar lächelte sie mich an und stürmte davon, als hätte sie nur darauf gewartet, dass ich bemerkte, wie erbärmlich sie sich anstellte. »Meine Heldin! Sag Bescheid, wenn's fertig ist, ja?«, flötete sie.

Ich verzog das Gesicht und nahm das Messer von ihr entgegen. Mom war eigentlich immer voller Farbspritzer und mit ihren Gedanken woanders. Sie hatte absolut nichts gemeinsam mit den

Müttern meiner Freundinnen, die Schürzen trugen, kochten und staubsaugten – perfekte Hausfrauen eben. Eigentlich fand ich das auch ganz in Ordnung so. Und trotzdem – wie sollte ich jetzt noch mit meinen Hausaufgaben fertig werden?

»Dank dir, Schatz. Ich bin dann im Atelier.« Wenn Mom eine von diesen Puppen gewesen wäre, die fünf oder sechs verschiedene Sätze sagen konnten, wenn man ihnen auf den Bauch drückte, dann wäre dieser Satz auf jeden Fall dabei gewesen.

»Kipp nicht um von all den Dämpfen«, rief ich ihr noch nach, aber sie rannte schon die Treppe hinauf. Ich kratzte die verstümmelten Pilze in eine Schüssel und sah auf die Uhr, die an der hellgelben Küchenwand hing. Dad würde erst in einer Stunde nach Hause kommen. Ich konnte mir mit dem Abendessen also Zeit lassen und danach vielleicht sogar noch einen Blick auf meinen Wolf erhaschen.

Im Kühlschrank fand ich ein Stück Rindfleisch, das es wahrscheinlich zu den geschredderten Champignons geben sollte. Ich nahm es heraus und ließ es auf die Arbeitsplatte klatschen. In den Nachrichten im Hintergrund fragte sich inzwischen ein »Experte«, ob die Wolfspopulation in Minnesota reduziert oder umgesiedelt werden sollte. Das alles machte mir ziemlich schlechte Laune.

Das Telefon klingelte. »Hallo?«

»Hey. Wie geht's dir?«

Rachel. Ich war so froh, sie zu hören. Sie war das genaue Gegenteil meiner Mutter – bestens organisiert und eine geborene Macherin. Schon fühlte ich mich ein bisschen weniger wie eine Außerirdische. Ich klemmte mir das Telefon zwischen Ohr und Schulter und schnitt nebenbei das Fleisch. Ein faustgroßes Stück legte ich für später zur Seite. »Ich mache grad Abendessen und gucke mir diese dämlichen Nachrichten an.«

Sie wusste sofort, was ich meinte. »Ja, ich weiß. Total surreal, oder? Als könnten die einfach nicht genug bekommen. Ist doch langsam echt abartig – ich meine, wieso können sie nicht einfach damit aufhören und uns allein damit klarkommen lassen? Ist ja schon schlimm genug, in der Schule ständig davon zu hören. Und dann du und die Wölfe und so, das muss ja echt schlimm sein für dich. Und mal ehrlich, Jacks Eltern wollen wahrscheinlich einfach nur, dass diese Reporter den Mund halten.«

Rachel redete so schnell, dass ich kaum mitkam. In der Mitte verpasste ich ein Stück, dann fragte sie: »Hat Olivia dich schon angerufen?«

Olivia war die Dritte in unserem Trio und die Einzige, die meine Faszination für die Wölfe zumindest ein bisschen nachvollziehen konnte. Es verging kaum ein Abend, an dem ich nicht entweder mit ihr oder Rachel telefonierte. »Die ist wahrscheinlich noch draußen und macht Fotos«, sagte ich. »Sollte es heute Abend nicht einen Meteoritenschauer geben?«

Olivia sah die Welt durch ihre Kamera; ich hatte das Gefühl, die Hälfte meiner Schulerinnerungen existierten hauptsächlich in 10 × 15, schwarz-weiß, glänzend.

»Wahrscheinlich hast du recht«, erwiderte Rachel. »So eine heiße Asteroidenshow lässt Olivia sich bestimmt nicht entgehen. Hast du kurz Zeit zum Quatschen?«

Ich warf einen Blick auf die Uhr. »Ein bisschen, beim Abendessenmachen, danach muss ich wieder an die Hausaufgaben.«

»Okay, nur ganz kurz dann. Zwei Wörter, Süße, was hältst du davon: *ab hauen*.«

Ich fing an, das Fleisch anzubraten. »Das ist nur ein Wort, Rach.«

Sie überlegte. »Stimmt. In meinem Kopf klang das irgendwie besser. Egal, pass auf: Meine Eltern haben gesagt, dass ich in den Weih-

nachtsferien wegfahren darf, wenn ich will – und sie bezahlen! Und ob ich will! Mann, alles ist besser als Mercy Falls! Wollt ihr morgen nach der Schule nicht zu mir kommen, Olivia und du, und mir helfen, was auszusuchen?»

»Klar.«

»Wenn wir was Cooles finden, könnt ihr zwei ja vielleicht mitkommen«, schlug Rachel vor.

Ich zögerte. Das Wort Weihnachten weckte in mir sofort Erinnerungen an den Duft unseres Weihnachtsbaums, den sternensäten Dezemberhimmel über unserem Garten und meinen Wolf, der mich aus dem schneebedeckten Dickicht am Waldrand mit den Augen verfolgte.

Rachel stöhnte. »Krieg jetzt bloß nicht wieder diesen Ich-starre-verträumt-in-die-Ferne-Blick, Grace! Ich kenn dich doch! Du kannst mir nicht erzählen, dass du hier nicht auch mal rauswillst!«

Irgendwie wollte ich das aber wirklich nicht. Irgendwie musste ich einfach hierbleiben. »Ich hab doch überhaupt nicht Nein gesagt«, protestierte ich.

»Aber auch nicht gerade: Super, nichts wie weg! Das hättest du nämlich sagen sollen.« Rachel seufzte. »Morgen kommst du aber, oder?«

»Das weißt du doch ganz genau«, erwiderte ich und reckte den Hals, um aus dem Fenster in den Garten zu spähen. »Ich muss jetzt Schluss machen.«

»Jaja, schon okay«, seufzte Rachel. »Bring Kekse mit, ja? Nicht vergessen! Tschau, hab dich lieb.« Sie lachte und legte auf.

Ich beeilte mich, die restlichen Zutaten in den Topf zu geben, damit der Eintopf allein vor sich hin köcheln konnte. Dann schnappte ich mir meinen Mantel von der Garderobe und öffnete die Schiebetür zur Veranda.

Die kühle Luft brannte mir auf den Wangen und ließ meine Ohren prickeln, wie um mich daran zu erinnern, dass der Sommer nun endgültig vorbei war. Für alle Fälle hatte ich meine Bommelmütze in der Manteltasche, doch ich wusste, dass mein Wolf mich damit manchmal nicht wiedererkannte, also setzte ich sie nicht auf. Ich sah zum anderen Ende des Gartens hinüber und schlenderte wie zufällig die Verandastufen hinunter. Das Stück Rindfleisch in meiner Hand fühlte sich kalt und glitschig an.

Ich stapfte durch das bleiche, brüchige Gras. Mitten im Garten blieb ich einen Moment stehen und blinzelte in das leuchtende Pink des Sonnenuntergangs, das durch die schwarzen, im Wind zitternden Blätter drang. Welten lagen zwischen dieser kargen Landschaft und der kleinen, gemütlich warmen Küche mit ihren vertrauten Gerüchen nach Sicherheit und Sorglosigkeit. Sollte ich mich dort nicht eigentlich am wohlsten fühlen? Schließlich gehörte ich doch dorthin. Aber die Bäume riefen nach mir, drängten mich, in der Dämmerung zu verschwinden und das Bekannte hinter mir zu lassen. Dieses Verlangen hatte sich in den letzten Tagen beunruhigend oft in mir geregt.

In der Dunkelheit am Waldrand bewegte sich etwas und ich sah meinen Wolf an einem Baum stehen. Die Schnauze erhoben, schien er das Fleisch in meiner Hand zu riechen. Meine Erleichterung, ihn zu sehen, verebte schlagartig, als er den Kopf bewegte und das gelbe Licht, das aus der Verandatür drang, auf sein Gesicht fiel. Jetzt konnte ich sehen, dass sein Kinn mit altem, getrocknetem Blut verkrustet war – tagealtem Blut.

Seine Nase zuckte, er witterte das Stück Fleisch in meiner Hand. Angelockt entweder durch das Fleisch oder durch meine mittlerweile vertraute Gegenwart, wagte er sich ein paar Schritte aus dem Wald heraus. Dann noch ein paar Schritte. Näher als je zuvor.

Im schwindenden Licht standen wir uns gegenüber, so nah, dass ich sein glänzendes Fell hätte berühren können. Oder den tiefroten Fleck an seiner Schnauze.

Ich hoffte so sehr, dass es sein eigenes Blut war. Eine alte Wunde oder ein Kratzer aus einer Rangelei.

Aber danach sah es nicht aus.

»Habt ihr ihn getötet?«, flüsterte ich.

Er lief nicht weg beim Klang meiner Stimme, wie ich zuerst befürchtet hatte. Reglos wie eine Statue stand er da und sein Bernsteinblick lag auf meinem Gesicht statt auf dem Fleisch in meiner Hand.

»In den Nachrichten reden sie von nichts anderem«, sagte ich, als könnte er mich verstehen. »Sie glauben, dass es ein wildes Tier war. Sah wohl ziemlich grausam aus.« Ich holte tief Luft. »Seid ihr es gewesen?«

Er starrte mich noch eine Weile an, völlig bewegungslos, ohne auch nur einmal zu blinzeln. Und dann, zum ersten Mal in sechs Jahren, schloss er die Augen, gegen jeden Instinkt, den ein Wolf eigentlich haben sollte. Ein Leben lang dieser regungslose Blick, und jetzt schien es, als erstarrte er in beinahe menschlichem Kummer, die leuchtenden Augen geschlossen, Kopf und Schwanz gesenkt.

Etwas so Trauriges hatte ich noch nie gesehen.

Langsam, fast ohne mich zu bewegen, näherte ich mich ihm. Ich hatte Angst, aber nur davor, ihn zu verscheuchen, nicht vor seinen rot verkrusteten Lefzen oder den Zähnen, die sich dahinter verbargen. Seine Ohren zuckten wachsam, als ich näher kam, aber er rührte sich nicht. Ich ging in die Hocke und ließ das Stück Fleisch neben mich auf den Boden fallen. Er zuckte zusammen, als es dort landete. Ich war ihm jetzt so nah, dass ich den wilden Duft seines Pelzes riechen und seinen warmen Atem spüren konnte.

Und dann tat ich, was ich schon die ganze Zeit hatte tun wollen – ich streckte meine Hand nach ihm aus, und als er nicht zurückwich, vergrub ich beide Hände in seinem dichten Fell. Außen war es nicht so seidig, wie es aussah, aber unter dem drahtigen Deckhaar wurde es weich und flauschig. Mit einem dumpfen Seufzen drückte er seinen Kopf an meinen Körper, die Augen noch immer geschlossen. Ich hielt ihn im Arm, als wäre er nichts weiter als ein Schoßhund. Nur sein wilder, strenger Geruch erinnerte mich an das, was er wirklich war.

Einen Moment lang vergaß ich, wo – und wer – ich war. Einen Moment lang war das alles gleichgültig.

Aus dem Augenwinkel sah ich eine Bewegung: Am Waldrand, in der Dämmerung kaum zu erkennen, stand die weiße Wölfin. Ihre Augen glühten.

Ich spürte ein plötzliches Grollen an meinem Körper und merkte, dass mein Wolf sie anknurrte. Unerwartet forsch kam die Wölfin näher, und er wandte in meinen Armen den Kopf, um sie anzusehen. Ich erschrak, als er nach ihr schnappte.

Sie knurrte nicht und irgendwie war das sogar noch schlimmer. Ein Wolf hätte doch knurren müssen. Sie aber starrte uns bloß an, ihr Blick flog zwischen ihm und mir hin und her. Ihr gesamter Körper drückte Hass aus.

Noch immer leise knurrend, drängte mein Wolf sich enger an mich und zwang mich einen Schritt zurück, dann noch einen. So lange, bis ich schließlich wieder an der Veranda stand. Meine Füße ertasteten die Stufen, dann war ich an der Schiebetür. Er blieb am Fuß der Treppe stehen, bis ich die Tür aufgeschoben hatte und sicher im Haus war.

Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, stürzte sich die weiße Wölfin auf das Stück Fleisch, das immer noch auf dem Boden



lag. Obwohl mein Wolf ihr viel näher war und ihr leicht das Fleisch hätte streitig machen können, starrte sie nur mich hinter der Glas-tür an. Eine ganze Weile sah sie mir direkt in die Augen, dann verschwand sie wieder wie ein Geist im Wald.

Mein Wolf blieb zögernd am Waldrand stehen, das matte Verandalicht spiegelte sich in seinen Augen. Noch immer beobachtete er mich hinter der Scheibe.

Ich drückte meine Handfläche an das eiskalte Glas.

Er schien mir so weit entfernt wie nie zuvor.

## KAPITEL 6 · GRACE

6 °C

Als mein Dad nach Hause kam, war ich noch immer wie versunken in der stillen Welt der Wölfe. Immerzu meinte ich, das drahtige Fell meines Wolfs zwischen den Fingern zu spüren. Zwar hatte ich mir widerstrebend die Hände gewaschen, damit ich das Abendessen fertig kochen konnte, aber sein Moschusgeruch hing immer noch in meinen Kleidern und erinnerte mich ständig an unsere Begegnung. Sechs Jahre hatte es gedauert, bis ich ihn berühren durfte. Ihn umarmen durfte. Und nun hatte er mich beschützt, wie er mich schon immer beschützt hatte. Ich hätte es so gern jemandem erzählt, aber Dad wäre wohl nicht ganz so begeistert gewesen wie ich, besonders weil die Nachrichtensprecher im Hintergrund immer noch über den Wolfsangriff schwadronierten. Also hielt ich den Mund.

Gerade kam Dad in die Diele gestapft. »Das riecht aber lecker, Grace«, rief er schon, ohne mich in der Küche gesehen zu haben.

Er kam herein und tätschelte mir den Kopf. Seine Augen hinter den Brillengläsern wirkten müde, doch er lächelte. »Wo ist denn deine Mutter? Malt sie schon wieder?« Er warf seinen Mantel über einen Stuhl.

»Als ob sie jemals was anderes machen würde.« Stirnrunzelnd deutete ich auf den Mantel. »Den willst du doch wohl nicht da liegen lassen, oder?«

Mit einem versöhnlichen Lächeln hob er ihn wieder auf und rief die Treppe hinauf: »Klecks, Essen ist fertig!« Er rief Mom bei ihrem Spitznamen, also war er wohl gut gelaunt.

Kaum zwei Sekunden später kam meine Mutter auch schon die Treppe heruntergeflitzt – ganz außer Atem, sie ging nie in einem normalen Tempo, wenn sie es vermeiden konnte. Ein grüner Farbstreifen zierte ihre Wange.

Dad gab ihr einen Kuss und versuchte, sich dabei nicht auch noch mit Farbe zu beschmieren. »Na, bist du heute brav gewesen, mein Schatz?«

Sie klimperte mit den Wimpern, und man sah ihr an, dass sie genau wusste, was er sagen würde.

»Brav? Na klar, ich war die Allerbravste.«

»Und was ist mit dir, Gracie?«

»Ich war noch viel braver als Mom.«

Dad räusperte sich. »Meine Damen und Herren, hiermit möchte ich Ihnen meine Gehaltserhöhung ankündigen. Das heißt ...«

Mom klatschte in die Hände und wirbelte einmal im Kreis, nicht ohne sich dabei im Dielenspiegel zuzusehen. »Dann kann ich ja das Atelier in der Stadt mieten!«

Dad grinste und nickte. »Und du, Gracie-Schatz, du tauschst deine Schrottkarre gegen was Anständiges um, sobald ich Zeit habe, mit dir runter zum Autohändler zu fahren. Mir reicht's, die Klapperkiste andauernd in die Werkstatt zu bringen.«

Mom lachte aufgekratzt und klatschte noch einmal in die Hände. Tanzend verschwand sie in der Küche und trällerte dabei irgendein Nonsenslied vor sich hin. Wenn sie wirklich das Atelier in der Stadt mietete, würde ich meine Eltern wahrscheinlich beide nicht mehr zu Gesicht bekommen. Na ja, außer zum Abendessen. Zur Nahrungsaufnahme tauchten sie in der Regel wieder auf.

Aber das war im Moment unwichtig, verglichen mit der Aussicht auf ein verlässliches Transportmittel. »Echt? Ein eigenes Auto? Eins, das auch fährt, meine ich?«

»Eins, das nicht ganz so klapprig ist«, versprach mein Vater. »Nichts Großartiges.«

Ich fiel ihm in die Arme. Ein solches Auto bedeutete Freiheit.

In dieser Nacht lag ich mit fest zugekniffenen Augen im Bett und versuchte zu schlafen. Die Welt vor meinem Fenster wirkte so still, als hätte es geschneit. Für Schnee war es noch viel zu früh, aber jedes Geräusch klang gedämpft. Zu leise.

Ich hielt den Atem an und konzentrierte mich auf die Nacht, lauschte auf Bewegungen in der reglosen Dunkelheit.

Langsam drang ein schwaches Kratzen durch die Stille in mein Bewusstsein – wie Krallen, die über den Holzboden der Veranda schabten. War da ein Wolf vor meinem Fenster? Vielleicht war es ja auch ein Waschbär. Wieder hörte ich das leise Scharren und dann ein Knurren. Mit Sicherheit kein Waschbär. Ich fühlte, wie meine Nackenhaare sich aufrichteten.

Ich schlang mir die Decke um die Schultern, kroch aus dem Bett und tappte über die halbmondbeschiedenen Dielen. Einen Augenblick lang fragte ich mich, ob ich das Geräusch nicht doch geträumt hatte, aber da hörte ich vor dem Fenster wieder dieses *Klackklackklack*. Ich zog das Rollo hoch und spähte hinaus auf die Veranda. Der Garten vor meinem Zimmerfenster war leer. Die kahlen schwarzen Baumstämme ragten wie ein Zaun zwischen mir und dem tiefen Wald auf.

Plötzlich erschien ein Gesicht direkt vor meinem und ich fuhr überrascht zurück. Auf der anderen Seite der Scheibe stand die weiße Wölfin, die Pfoten auf der Fensterbank. Sie war so nah, dass ich

die Feuchtigkeit in ihrem gesträubten Pelz sehen konnte. Mit saphirblauen Augen starrte sie mich herausfordernd an, versuchte, mich zum Wegsehen zu zwingen. Durch das Glas drang ein tiefes Grollen, dessen Bedeutung mir so klar war, als stünden die Worte auf der Scheibe geschrieben. *Er ist nicht dein Beschützer.*

Ich starrte zurück. Ohne darüber nachzudenken, fletschte ich unvermittelt die Zähne. Das Knurren, das mir entwich, überraschte uns beide, und sie nahm die Pfoten von der Fensterbank. Sie warf mir noch einen wütenden Blick über die Schulter zu und pinkelte demonstrativ an die Verandaecke, bevor sie zurück in den Wald preschte.

Ich biss mir auf die Lippe, um das ungewohnte Zähnefletschen loszuwerden, hob meinen Pulli vom Boden auf und kletterte wieder ins Bett. Das Kissen schob ich zur Seite und knautschte stattdessen den Pullover zusammen, um mich daraufzulegen.

Mit dem Geruch meines Wolfs in der Nase schlief ich ein. Dem Duft von Kiefernadeln, kaltem Regen und Erde. An meinem Gesicht spürte ich sein drahtiges Fell.

Beinahe, als wäre er da.

## KAPITEL 7 · SAM

6 °C

Ich konnte sie noch immer in meinem Pelz riechen. Der Geruch haftete an mir wie eine Erinnerung an eine andere Welt.

Ich war wie berauscht von ihr, von ihrem Duft. Ich war ihr zu nah gekommen. Jeder Instinkt rebellierte dagegen. Besonders, wenn ich daran dachte, was gerade mit dem Jungen geschehen war.

Dieser Geruch nach Sommer auf ihrer Haut, der vage vertraute Rhythmus ihrer Stimme, das Gefühl ihrer Hände in meinem Fell. Die Erinnerung an ihre Nähe klang in jeder Faser von mir nach.

Zu nah.

Ich konnte nicht anders.

## KAPITEL 8 · GRACE

18 °C

In der nächsten Woche konnte ich mich kaum auf die Schule konzentrieren, die Stunden glitten an mir vorbei und ich schrieb kaum mit. Die ganze Zeit musste ich daran denken, wie sich das Fell meines Wolfs unter meinen Händen angefühlt hatte, und auch das Bild der knurrenden weißen Wölfin vor meinem Fenster ging mir nicht aus dem Kopf. Doch ich erwachte abrupt aus meinen Träumereien, als Mrs Ruminski, unsere Berufskundelehrerin, einen Polizisten in unser Klassenzimmer führte.

Sie ließ ihn allein vorne stehen, was ich ziemlich grausam von ihr fand, wenn man bedachte, dass es die siebte Stunde für heute war und die meisten von uns nur noch ungeduldig darauf warteten, endlich die Flucht ergreifen zu können. Vielleicht dachte sie sich, dass so ein gestandener Gesetzeshüter in der Lage sein würde, einen Haufen Schüler in Schach zu halten. Allerdings konnte man Kriminelle zur Not einfach erschießen, im Gegensatz zu einem Klassenraum voll Elftklässler, die gar nicht auf die Idee kamen, den Mund zu halten.

»Hi«, begann der Polizist, der trotz Pistolenhalfter, Pfefferspray und einer gut sortierten Auswahl weiterer Waffen an seinem Gürtel noch ziemlich jung wirkte. Er blickte zu Mrs Ruminski hinüber, die nicht besonders hilfreich in der offenen Klassenraumtür herumstand, und fummelte an dem spiegelblanken Namensschild auf sei-

ner Brust herum: *William Koenig*. Mrs Ruminski hatte uns erzählt, dass auch er ein Absolvent unserer ehrwürdigen Highschool war, aber weder sein Name noch sein Gesicht kamen mir bekannt vor. »Ich bin Officer Koenig. Eure Lehrerin – also Mrs Ruminski – hat mich letzte Woche gefragt, ob ich mal in den Unterricht kommen könnte. Um euch ein bisschen was zu erzählen.«

Ich warf Olivia neben mir einen Blick zu, um zu sehen, was sie von dem Ganzen hielt. Olivia sah wie immer von Kopf bis Fuß adrett und ordentlich aus: wie ein fleischgewordenes Einserzeugnis. Ihr dunkles Haar war zu einem perfekten französischen Zopf geflochten und ihr Kragen säuberlich gebügelt. Wenn man wissen wollte, was Olivia dachte, ging man am besten nicht nur nach dem, was sie sagte. Man musste ihr in die Augen sehen.

»Der ist ja süß«, flüsterte sie mir zu. »Dieser rasierte Kopf gefällt mir. Glaubst du, seine Mama nennt ihn Will?«

Ich wusste noch nicht so recht, wie ich mit Olivias neu entdecktem und ziemlich deutlich artikuliertem Interesse an Männern umgehen sollte, und verdrehte die Augen. Süß war er schon irgendwie, aber nicht mein Typ. Auch wenn ich eigentlich gar keine Ahnung hatte, was *überhaupt* mein Typ war.

»Ich bin gleich nach der Highschool zur Polizei gegangen«, erklärte Officer Will. Er machte dabei ein überaus seriöses Gesicht und runzelte in perfekter Freund-und-Helfer-Manier die Stirn. »Dieser Beruf hat mich schon immer interessiert und ich nehme ihn sehr ernst.«

»Offensichtlich«, flüsterte ich Olivia zu. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass seine Mutter ihn Will nannte. Officer William Koenig warf uns einen finsternen Blick zu und legte die Hand auf seine Pistole. Das war wahrscheinlich nur Gewohnheit, aber es sah ein bisschen so aus, als würde er darüber nachdenken, uns für unser Getu-



schel zu erschießen. Olivia wurde ganz klein auf ihrem Stuhl und ein paar der anderen Mädchen kicherten.

»Das ist ein ausgezeichnete Karriereweg und dazu noch einer der wenigen, für die man bisher keine Collegeausbildung braucht«, redete er weiter. »Kann irgendwer von euch sich – ähm – vorstellen, später auch in die Strafverfolgung zu gehen?«

Es war das »ähm«, das ihm das Genick brach. Wenn er nicht gezögert hätte, wäre vielleicht alles glattgegangen.

Eine Hand schoss nach oben. Elizabeth, die zu den Horden von Schülern in Mercy Falls gehörte, die nach Jacks Tod immer noch Schwarz trugen, fragte: »Stimmt es, dass Jack Culpepers Leiche aus der Leichenhalle verschwunden ist?«

Hektisches Flüstern erhob sich angesichts dieser unverblühten Frage, und Officer Koenig sah aus, als wäre er diesmal wirklich kurz davor, seine Pistole zu ziehen. Aber er sagte nur: »Ich bin nicht befugt, über Details der laufenden Ermittlungen zu sprechen.«

»Es gibt Ermittlungen?«, rief einer der Jungs ganz vorne.

»Das hat meine Mutter von einem anderen Polizisten gehört«, redete Elizabeth unbeirrt weiter. »Stimmt das denn? Warum sollte jemand die Leiche klauen?«

Die wildesten Spekulationen füllten den Raum.

»Da soll bestimmt was vertuscht werden. Ein Selbstmord.«

»Drogenschmuggel!«

»Medizinische Experimente!«

»Ich hab gehört, Jacks Vater hat einen ausgestopften Eisbären zu Hause«, rief einer. »Vielleicht haben die Culpepers jetzt ja auch Jack ausgestopft.« Sein Sitznachbar gab ihm dafür eine Kopfnuss; es war immer noch tabu, schlecht über Jack und seine Familie zu reden.

Koenig sah Mrs Ruminski verzweifelt an. Sie warf ihm einen abschätzigen Blick zu und wandte sich an die Klasse. »Ruhe bitte!«

Wir wurden etwas leiser.

Dann drehte sie sich wieder zu Officer Koenig um. »Also, wurde die Leiche nun gestohlen oder nicht?«, wollte sie wissen.

»Ich bin nicht befugt, über die laufenden Ermittlungen Auskunft zu geben«, wiederholte er. Aber diesmal klang er hilflos und man hörte fast ein Fragezeichen am Ende seines Satzes.

»Officer«, beharrte Mrs Ruminski, »wir alle haben Jack sehr gemocht.«

Was eine glatte Lüge war. Aber Jacks Tod hatte sich äußerst positiv auf seinen Ruf ausgewirkt. Offenbar waren alle anderen nur zu bereit, seine Wutausbrüche mitten auf dem Flur oder sogar während des Unterrichts zu vergessen. Und wie schlimm diese Ausbrüche gewesen waren. Ich hatte sie nicht vergessen. In Mercy Falls gab es seit jeher viel Klatsch und Tratsch, und über Jack wurde gesagt, er habe sein aufbrausendes Wesen von seinem Vater. Dazu konnte ich nichts sagen. Aber ich fand sowieso, man sollte selbst die Verantwortung dafür übernehmen, was für ein Mensch man war, und es nicht auf seine Eltern schieben.

»Wir trauern immer noch um ihn«, fuhr Mrs Ruminski fort und deutete auf das Meer von Schwarz im Klassenraum. »Hier geht es doch nicht um Ermittlungen. Es geht darum, einer eng verbundenen Schulfamilie ihren Frieden wiederzugeben.«

Olivia drehte sich zu mir um und formte mit dem Mund die Worte »Oh mein Gott«. Ich schüttelte nur den Kopf. Unglaublich.

Officer Koenig verschränkte die Arme vor der Brust und wirkte damit ein bisschen wie ein trotziges Kind, das man zu irgendetwas zwingen wollte. »Es stimmt. Und wir gehen dem ja auch nach. Ich verstehe, dass es für die Gemeinschaft ziemlich schwer ist, wenn ein so junger Mensch« – und das von jemandem, der selbst wie gerade mal zwanzig aussah – »stirbt, aber ich möchte Sie alle bitten, der

Familie ihre Privatsphäre zu lassen und die Vertraulichkeit der Ermittlungen zu respektieren.«

Langsam bekam er wieder Boden unter die Füße.

Da schoss Elizabeths Hand erneut nach oben. »Glauben Sie, dass die Wölfe gefährlich sind? Bekommen Sie deswegen viele Anrufe? Also, meine Mutter sagt das jedenfalls.«

Officer Koenig sah kurz zu Mrs Ruminski hinüber, aber mittlerweile hätte er sich eigentlich denken können, dass sie genauso gespannt auf seine Antwort war wie Elizabeth. »Ich glaube nicht, dass die Wölfe eine Bedrohung für die Bevölkerung darstellen, nein. Ich bin – wie auch meine Kollegen – davon überzeugt, dass es sich hier um einen Einzelfall handelt, der sich nicht wiederholen wird.«

»Aber *sie* wurde doch auch angegriffen«, rief Elizabeth.

Na toll. Ich musste nicht mal aufsehen, um zu wissen, auf wen Elizabeth zeigte, denn alle Gesichter hatten sich mir zugewandt. Ich biss mir auf die Lippe. Nicht weil ich es schlimm fand, im Mittelpunkt zu stehen, sondern weil jedes Mal, wenn wieder jemandem einfiel, dass die Wölfe mich von der Schaukel gezerrt hatten, alle gleich davor warnten, dass sich das wiederholen könnte. Und ich fragte mich, wie vielen anderen das noch passieren durfte, bevor sie anfangen, die Wölfe zu jagen.

Meinen Wolf zu jagen.

Ich wusste, das war der wahre Grund, aus dem ich Jack nicht für seinen Tod vergeben konnte. Außerdem hatte ich Jacks Verhalten an der Schule nicht vergessen, und deswegen hätte ich mich wie eine Heuchlerin gefühlt, wenn ich zusammen mit dem Rest der Schule öffentlich um ihn getrauert hätte. Aber es komplett zu ignorieren, war irgendwie auch nicht richtig; ich wusste einfach nicht, wie ich mich fühlen sollte.

»Das ist schon lange her«, erklärte ich Officer Koenig, und er sah

erleichtert aus, als ich fortfuhr: »Jahre. Und es könnten auch Hunde gewesen sein.«

Ich log. Aber wer sollte mir auch widersprechen?

»Na also«, bekräftigte Officer Koenig. »Es wäre falsch, wilde Tiere wegen eines solchen Ausnahmefalls gleich zu verteufeln. Und auch unnötig, Panik heraufzubeschwören. Panik führt zu Fahrlässigkeit und durch Fahrlässigkeit entstehen Unfälle.«

Ganz meine Meinung. Plötzlich fühlte ich einen Hauch von Sympathie für den stocksteifen Officer Koenig, der nun die Unterhaltung wieder auf die Karrierechancen bei der Polizei lenkte. Als die Stunde vorbei war, fingen ein paar der anderen wieder an, über Jack zu reden. Olivia und ich flüchteten zu unseren Spinden.

Jemand zog mich an den Haaren und ich guckte mich um. Rachel stand hinter mir und sah Olivia und mich todunglücklich an. »Mädels, ich muss unsere Urlaubsplanungen heute leider noch mal verschieben. Mein Stiefmonster hat für heute einen Familienbindungsflug nach Duluth beantragt. Also, wenn die will, dass ich Mom zu ihr sage, muss da aber mindestens ein Paar neue Schuhe für mich drin sein. Können wir uns morgen treffen oder so?«

Ich hatte kaum genickt, als Rachel uns auch schon ein strahlendes Lächeln schenkte und über den Flur davonfegte.

»Wie wär's, wenn wir uns dann bei mir treffen?«, fragte ich Olivia. Irgendwie fühlte es sich immer noch seltsam an, sie das zu fragen. Vor ein paar Jahren noch hatten sie, Rachel und ich wie selbstverständlich jeden Tag zusammen verbracht. Das hatte sich geändert, als Rachel ihren ersten Freund hatte und Olivia und ich, die Streberin und die Desinteressierte, übrig blieben. Seitdem hatte unsere unbeschwerte Freundschaft einen Knacks.

»Klar«, sagte Olivia. Sie schnappte sich ihre Sachen und folgte mir den Flur hinunter. Plötzlich kniff sie mir in den Arm. »Guck mal.«

Sie deutete auf Isabel, Jacks jüngere Schwester, die in unserem Jahrgang war und beinahe schon eine Überdosis von dem guten Aussehen der Culpepers abbekommen hatte – komplett mit blonden Locken und Engels Gesicht. Sie fuhr einen weißen Geländewagen und schleppte einen von diesen Handtaschen-Chihuahuas mit sich rum, den sie auch noch passend zu ihren eigenen Outfits kleidete. Ich fragte mich immer, wann sie wohl merken würde, dass sie in Mercy Falls, Minnesota, lebte, wo so was einfach kein Mensch machte.

Isabel starrte in ihren Spind, als wäre er das Tor zu einer anderen Welt.

»Sie trägt ja gar kein Schwarz«, fiel Olivia auf. In dem Moment erwachte Isabel aus ihrer Trance und sah uns böse an, als hätte sie gemerkt, dass wir über sie redeten. Schnell sah ich zur Seite, doch ich spürte weiterhin ihren Blick auf mir.

»Vielleicht trauert sie ja nicht mehr«, vermutete ich, sobald wir außer Hörweite waren.

Olivia hielt mir die Tür auf. »Vielleicht ist sie auch die Einzige, die überhaupt jemals um ihn getrauert hat.«

Als wir bei mir zu Hause ankamen, machte ich uns Kaffee und Cranberrymuffins. Dann setzten wir uns an den Küchentisch und sahen uns im gelben Licht der Deckenlampe einen Stapel von Olivias neuesten Fotos an. Fotografieren war Olivias Religion; sie verehrte ihre Kamera und studierte die Techniken in ihren Handbüchern wie Gebote. Wenn ich ihre Fotos ansah, war ich jedes Mal kurz davor, ebenfalls zur Gläubigen zu werden. Bei ihren Bildern hatte man immer das Gefühl, man wäre mittendrin.

»Er *war* süß. Erzähl mir nicht, dass du ihn nicht süß fandest«, sagte sie.

»Redest du etwa immer noch von Officer Ich-geh-zum-Lachen-in-den-Keller? Was ist denn los mit dir?« Ich schüttelte den Kopf und blätterte weiter zum nächsten Foto. »Ich hab noch nie erlebt, dass du von einem echten Menschen besessen warst.«

Olivia grinste und lehnte sich über ihre dampfende Tasse zu mir herüber. Sie biss in einen Muffin und hielt sich beim Sprechen die Hand vor den Mund, um mir keine Krümel ins Gesicht zu pusten. »Ich glaube, ich werde so eine, die auf Typen in Uniform steht. Ach komm, fandest du ihn etwa nicht süß? Ich hab ... ich hab irgendwie das Gefühl, ich brauche einen Freund. Wir sollten in nächster Zeit mal Pizza bestellen. Rachel meinte, die hätten einen echt niedlichen Lieferanten.«

Wieder verdrehte ich die Augen. »Seit wann willst du denn einen Freund?«

Olivia sah nicht von den Fotos auf, aber ich hatte das Gefühl, dass sie ganz genau hinhörte. »Du etwa nicht?«

»Wenn irgendwann der Richtige kommt, schon.«

»Und wie willst du den finden, wenn du nicht suchst?«

»Als ob du dich jemals getraut hättest, einen Typen anzusprechen. Außer deinem James Dean auf dem Poster natürlich.« Meine Stimme klang gereizter, als ich beabsichtigt hatte; ich schob noch ein kleines Lachen hinterher, um den Effekt ein wenig abzuschwächen. Olivia zog die Stirn kraus, aber sie sagte nichts. Eine Zeit lang saßen wir schweigend da und blätterten weiter durch ihre Fotos.

Bei einer Nahaufnahme von Olivia, Rachel und mir stockte ich; Olivias Mutter hatte das Foto aufgenommen, kurz bevor die Schule wieder anfing. Auf Rachels sommersprossigem Gesicht lag ein übermütiges Grinsen, sie hatte einen Arm um Olivias und einen um meine Schultern geschlungen, und es sah aus, als wollte sie uns unbedingt mit in den Rahmen quetschen. Wie immer war sie der Leim,

der unser Trio zusammenhielt: die Aufgeschlossene, die dafür sorgte, dass wir Stillen über die Jahre aneinanderhafteten.

Olivia sah auf dem Foto mit ihrer gebräunten Haut und den leuchtend grünen Augen aus wie der Sommer selbst. Ihr Mund formte ein perfektes Fotolächeln, mit blitzenden Zähnen und Grübchen. Ich selbst wirkte neben den beiden wie der personifizierte Winter – dunkelblondes Haar, ernste braune Augen. Wie ein Sommerkind, das in der Kälte verblasst war. Ich hatte immer gedacht, Olivia und ich wären uns ähnlich, beide eher introvertiert und immer ein Buch vor der Nase. Jetzt wurde mir klar, dass *meine* Zurückhaltung von mir ausging. Olivia aber war einfach nur schrecklich schüchtern und konnte nicht anders. Je mehr Zeit wir miteinander verbrachten – so kam es mir in diesem Jahr vor –, desto schwerer wurde es, Freunde zu bleiben.

»Auf dem da seh ich so was von blöd aus«, lachte Olivia. »Rachel sieht aus wie eine Irre. Und du, als wärst du sauer.«

Ich wirkte wie jemand, der kein Nein als Antwort akzeptierte – richtig eigensinnig. Das gefiel mir. »Du siehst überhaupt nicht blöd aus. Eher wie eine Prinzessin, und ich bin der Oger.«

»Ein Oger? Quatsch!«

»Stimmt, der ist noch zu hübsch«, gab ich zurück.

»Und Rachel?«

»Nein, du hast recht. Sie sieht echt aus wie eine Irre. Oder zumindest, als würde sie total unter Koffein stehen, wie immer.« Ich betrachtete das Foto noch einmal genauer. Tatsächlich sah Rachel aus wie die Sonne – hell und leuchtend, voller Energie –, und wir beide waren zwei Monde, die sie mit purer Willenskraft in ihrer Umlaufbahn hielt.

»Hast du dieses hier schon gesehen?« Olivia riss mich aus meinen Gedanken und hielt mir ein anderes Foto hin. Es zeigte meinen

Wolf, tief im Wald, halb hinter einem Baum versteckt. Aber Olivia war es gelungen, einen Teil seines Gesichts so gestochen scharf zu erwischen, dass ich das Gefühl hatte, er starrte mich direkt an. »Das kannst du behalten. Oder – behalt einfach den ganzen Stapel. Die besten kleben wir dann nächstes Mal ins Album.«

»Danke«, erwiderte ich und konnte kaum ausdrücken, wie ernst ich das meinte. Ich zeigte auf das Foto. »Hast du das letzte Woche gemacht?«

Sie nickte. Ich betrachtete das Bild – es raubte mir den Atem, und doch wirkte es flach und unzulänglich verglichen mit dem Original. Vorsichtig strich ich mit dem Daumen über das Foto, als könnte ich sein Fell fühlen. In meiner Brust bildete sich ein Knoten, schmerzhaft und traurig. Ich spürte Olivias Blick und fühlte mich nur noch schlechter, einsamer. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte ich mit ihr darüber geredet, aber jetzt erschien mir das irgendwie zu persönlich. Es war einfach nicht mehr wie früher – und ich war überzeugt, dass das an mir lag.

Olivia gab mir einen kleineren Stapel mit Fotos, die sie aussortiert hatte. »Das sind meine Angeberbilder.«

Gedankenversunken blätterte ich durch die Aufnahmen. Sie waren beeindruckend: ein Blatt, das auf einer Pfütze schwamm, Schüler, die sich in den Fensterscheiben eines Schulbusses spiegelten, ein kunstvoll verwackeltes Schwarz-Weiß-Porträt von Olivia. Ich sagte brav meine Ooohs und Aaahs und legte zum Schluss wieder das Foto von meinem Wolf oben auf den Stapel, um es noch einmal zu betrachten.

Olivia gab ein leicht genervtes Schnauben von sich.

Schnell blätterte ich zurück, bis wieder die Pfütze mit dem Blatt oben lag. Angestrengt starrte ich es eine Weile an und versuchte mir vorzustellen, was Mom zu so einem Kunstwerk sagen würde. »Das



hier gefällt mir«, brachte ich hervor. »Die ... die Farben sind ganz toll.«

Olivia riss mir den Stapel aus der Hand und schnippte das Wolfsfoto so heftig zu mir herüber, dass es mir erst in den Schoß und dann zu Boden fiel. »Ja, klar. Weißt du, Grace, manchmal frag ich mich echt, warum ich überhaupt ...«

Sie führte den Satz nicht zu Ende und schüttelte nur den Kopf. Ich verstand gar nichts mehr. Wollte sie, dass ich so tat, als gefielen mir die anderen Fotos besser als das von meinem Wolf?

»Hallo! Jemand zu Hause?« John, Olivias älterer Bruder, bewahrte mich vor allem Weiteren – obwohl ich immer noch nicht genau wusste, womit ich Olivia verärgert hatte. Er grinste mich schon vom Flur aus an, als er die Haustür hinter sich zuzog. »Hallo, meine Schöne.«

Olivia warf ihm von ihrem Platz am Küchentisch aus einen frostigen Blick zu. »Ich hoffe mal, du meinst mich damit.«

»Selbstverständlich«, erwiderte John und sah dabei mich an. Er sah gut aus, wenn auch auf ziemlich gewöhnliche Art und Weise: groß, dunkelhaarig wie seine Schwester. Aber er hatte ein offenes Gesicht mit sympathischen Grübchen. »Das wäre ja wohl ziemlich daneben, mich an die beste Freundin meiner Schwester ranzumachen. So. Vier Uhr. Wie die Zeit doch verfliegt, wenn man –«, er sah Olivia an, die sich über den Tisch mit den Fotos beugte, und dann mich, auf der anderen Seite des Tisches mit einem weiteren Stapel Fotos, »nichts tut. Könnt ihr das nicht auch allein?«

Olivia schwieg und strich die Kanten ihres Fotostapels glatt, während ich erklärte: »Wir sind introvertiert. Das heißt, wir sind gerne zusammen und machen nichts. Nur reden und so wenig Action wie möglich.«

»Klingt ja faszinierend. Olive, wir müssen los, wenn du pünktlich

zu deinem Kurs kommen willst.« Er boxte mich spielerisch in die Seite. »Hey, willst du nicht mitkommen, Grace? Sind deine Eltern zu Hause?«

Ich schnaubte. »Soll das ein Scherz sein? Ich erziehe mich sozusagen selbst. Ich sollte einen Haushaltsvorsteherbonus auf alle meine Ausgaben bekommen.« John lachte, wahrscheinlich lauter, als mein Kommentar es verdient hatte, und Olivia warf mir einen so giftigen Blick zu, dass man ein kleines Tier damit hätte töten können. Ich sagte nichts mehr.

»Komm schon, Olive«, drängte John, dem offenbar die Giftpfeile nicht auffielen, die aus Olivias Augen schossen. »Du zahlst für den Kurs, ob du hingehst oder nicht. Kommst du nun mit, Grace?«

Ich sah aus dem Fenster und stellte mir zum ersten Mal seit Monaten vor, wie ich zwischen den Bäumen verschwand und einfach nur rannte, bis ich meinen Wolf fand, in einem Sommerwald. Ich schüttelte den Kopf. »Heute nicht. Ein andermal, ja?«

John schenkte mir ein schiefes Lächeln. »Okay. Komm, Olive. Bis dann, meine Schöne. Du weißt ja, an wen du dich wenden musst, wenn du mal ein bisschen Action willst neben all dem Reden.«

Olivia schwenkte ihren Rucksack nach ihrem Bruder, man hörte ein dumpfes *Fomp*, als er seinen Körper traf. Aber den finsternen Blick bekam wieder ich ab, als hätte ich irgendwas getan, was John zum Flirten ermutigte. »Geh. Geh einfach. Bis dann, Grace.«

Ich brachte sie noch zur Tür und schlenderte dann ziellos in die Küche zurück. Eine angenehm nüchterne Stimme folgte mir dorthin, die eines Radiomoderators, der das klassische Musikstück beschrieb, das gerade zu Ende gegangen war, und jetzt ein anderes ansagte. Dad hatte in seinem Arbeitszimmer neben der Küche das Radio angelassen. Irgendwie betonten die Geräusche, die an meine Eltern erinnerten, ihre Abwesenheit nur noch mehr. Da ich wusste,

dass das Abendessen nur aus Dosenbohnen in Tomatensoße bestehen würde, wenn ich es nicht selber machte, kramte ich ein wenig im Kühlschrank herum und stellte einen Topf mit der Suppe vom Vortag auf den Herd. Wenn meine Eltern nach Hause kamen, würde sie warm sein.

So stand ich in der Küche im kühlen Licht der schrägen Nachmittags-sonne, die durch die Verandatür fiel, und bemitleidete mich selbst. Mehr wegen Olivias Foto als wegen des leeren Hauses. Ich hatte meinen Wolf seit fast einer Woche, dem Tag, an dem ich ihn berührt hatte, nicht mehr gesehen. Und obwohl ich wusste, wie dumm das war, tat seine Abwesenheit weh. Es war wirklich verrückt, wie sehr ich davon abhängig war, dass er am anderen Ende des Gartens auftauchte. Nur dann fühlte ich mich vollständig. Hoffnungslos verrückt.

Ich ging zur Verandatür und schob sie auf, ich wollte den Wald riechen. Auf Socken tappte ich über die Veranda und lehnte mich gegen das Geländer.

Wäre ich nicht nach draußen gegangen, hätte ich den Schrei vielleicht nicht gehört.

## KAPITEL 9 · GRACE

14 °C

Wieder ertönte der Schrei aus dem Wald. Einen Moment lang dachte ich, es wäre eher ein Jaulen, doch dann fügte es sich zu Worten: »Hilfe! Hilfe!«

Ich hätte schwören können, dass es Jack Culpepers Stimme war.

Aber das war unmöglich. Das bildete ich mir nur ein, wahrscheinlich weil ich seine Stimme so oft in der Schulcafeteria gehört hatte, wo sie immer alle anderen übertönte, wenn er auf dem Flur lautstark die Mädchen anbaggerte.

Dennoch ging ich der Stimme nach, folgte ihrem Klang durch den Garten bis zwischen die Bäume. Der Boden war feucht und bei jedem Schritt bohrten sich Steinchen durch meine Socken; ohne Schuhe bewegte ich mich ziemlich unbeholfen. Ich raschelte so laut durch Laub und Gestrüpp, dass alle anderen Geräusche darin untergingen.

Zögernd blieb ich stehen und lauschte. Die Stimme war verschwunden, jetzt war da nur noch ein Wimmern, das sich sehr nach einem Tier anhörte, und dann – Stille.

Der vergleichsweise sichere Garten lag nun weit hinter mir. Eine ganze Weile stand ich so da und versuchte herauszuhören, woher der erste Schrei gekommen war. Ich wusste, ich hatte ihn mir nicht eingebildet.

Aber alles blieb still. Und in dieser Stille kroch mir der Wald-

geruch unter die Haut und ich musste an *ihn* denken. Zerdrückte Kiefernadeln, feuchte Erde und Holzfeuer.

Es war mir egal, wie idiotisch das wirken musste. Nun war ich schon so weit in den Wald gegangen; ein Stück weiterzulaufen, um vielleicht meinen Wolf wiederzusehen, würde jetzt auch nicht schaden. Ich rannte zum Haus zurück – nur kurz, um mir Schuhe anzuziehen – und lief wieder hinaus in den kühlen Herbsttag. In den Windböen lag bereits eine Schärfe, die den Winter ankündigte, aber die Sonne strahlte, und im Schutz der Bäume wärmte die Erinnerung an heiße, noch nicht lang vergangene Sommertage die Luft.

Um mich herum starben die Blätter einen prachtvollen Tod in Rot und Orange. Über mir krächzten die Krähen und lieferten den lebhaften, misstönenden Soundtrack zu dieser Szenerie. So weit war ich zum letzten Mal mit elf Jahren im Wald gewesen, als ich plötzlich umringt von Wölfen aufwachte, aber eigenartigerweise hatte ich keine Angst.

Ich setzte meine Schritte jetzt vorsichtiger, um nicht in eins der kleinen Rinnsale zu treten, die sich durchs Unterholz schlängelten. Dafür, dass dies hier unbekanntes Terrain für mich war, fühlte ich mich erstaunlich sicher und selbstbewusst. Als ob mich eine Art sechster Sinn leitete, folgte ich den schmalen Trampelpfaden, die auch die Wölfe benutzten.

Natürlich war mir klar, dass es eigentlich kein sechster Sinn war. Es lag an mir und daran, dass hinter meinen fünf Sinnen einfach mehr steckte, als ich für gewöhnlich zugab. Jetzt ließ ich mich auf sie ein und sie schärften sich, fingen an zu arbeiten. In der Brise schien das Wissen eines ganzen Stapels Landkarten zu liegen, sie verriet mir, welche Tiere wo gewesen waren und vor wie langer Zeit. Meine Ohren fingen leise Geräusche auf, die mir vorher nicht aufgefallen waren: den raschelnden Zweig, mit dem ein Vogel sein Nest

über mir baute, oder den leichten Schritt eines Hirsches in etlichen Metern Entfernung.

Ich fühlte mich zu Hause.

Ein ungewohnter Schrei hallte durch den Wald, vollkommen fremdartig in dieser Welt. Ich blieb stehen und lauschte. Da war das Wimmern wieder, diesmal lauter.

Hinter einer Kiefer entdeckte ich den Ursprung des Geräuschs: drei Wölfe. Es waren die weiße Wölfin und der schwarze Rudelführer; beim Anblick der Wölfin zog sich mir nervös der Magen zusammen. Die beiden hatten sich auf einen dritten Wolf gestürzt, ein zotteliges junges Männchen, dessen graues Fell beinahe blau schimmerte und das eine böse, langsam verheilende Wunde an der Schulter hatte. Wie zur Demonstration ihrer Überlegenheit drückten die anderen Wölfe ihn auf die laubbedeckte Erde. Alle drei erstarrten, als sie mich sahen. Der Wolf auf dem Boden wandte den Kopf und blickte mich flehend an. Das Herz hämmerte mir in der Brust. Diese Augen kannte ich. Ich kannte sie aus den Nachrichten. Und aus der Schule.

»Jack?«, flüsterte ich.



**Maggie Stiefvater**, geboren 1981, hatte glücklicherweise immer Schwierigkeiten, ihren Hang zu Tagträumereien und Selbstgesprächen mit ihren Jobs zu vereinbaren. Anstatt also als Kellnerin, Kalligrafielehrerin und technische Redakteurin zu arbeiten, versuchte sie es mit der Kunst.

Heute lebt sie als erfolgreiche Musikerin, Malerin und Autorin in Virginia, ist verheiratet, hütet zwei kleine Kinder sowie zwei neurotische Hunde und hofiert eine verrückte Katze.

Mehr über Maggies Leben, ihre Bücher und ihre Autos im Internet unter [www.maggiestiefvater.com](http://www.maggiestiefvater.com).

**Maggie Stiefvater**  
**Nach dem Sommer**

aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Sandra Knuffinke und Jessika Komina  
Hardcover mit Schutzumschlag, Leseband  
und Spotlack, 15,0 x 22,0 cm,  
424 Seiten, September 2010  
18,90 Euro (D), 19,50 Euro (A), 31,90 CHF  
ISBN 978-3-8390-0108-0



[www.script5.de](http://www.script5.de)

*Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.*

© 2010 script 5, script 5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach